

# Der Umgang mit Artefakten und das Unbehagen an der historischen Methode. Anmerkungen zum Erscheinen von Norbert Kamps Dissertation

Rexroth, Frank

Veröffentlicht in:  
Abhandlungen der Braunschweigischen  
Wissenschaftlichen Gesellschaft Band 58, 2007,  
S.49-65



J. Cramer Verlag, Braunschweig

# **Der Umgang mit Artefakten und das Unbehagen an der historischen Methode. Anmerkungen zum Erscheinen von Norbert Kamps Dissertation**

FRANK REXROTH

Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen  
Seminar für mittlere und neuere Geschichte  
Platz der Göttinger Sieben 5, D-37073 Göttingen

## **I.**

Nicht als einen Numismatiker, doch immerhin als einen „stillen Förderer“ dieser Disziplin hat Reiner Cunz den Verfasser von „*Moneta regis*“ kürzlich bezeichnet.<sup>1</sup> Kamp war mit seiner Erstlingsarbeit tief in die Materie der Münzkunde eingedrungen, hatte sich einen Weg durch eine Masse numismatischer Spezialliteratur gebahnt, doch ließ er seine Leser (das hieß zunächst: die beiden Gutachter im Göttinger Promotionsverfahren) nicht im Zweifel darüber, daß es allgemeine reichsgeschichtliche Fragen waren, die ihn zur Beschäftigung mit der staufischen Münzpolitik veranlaßt hatten. Zwar schien ihm eine ausführliche Einleitung, die den gegenwärtigen Forschungsstand umrissen und leitende Fragestellungen vorgegeben hätte, nicht notwendig gewesen zu sein. Doch war das nichts Ungewöhnliches, und Kamp sagte stattdessen ja auch in einem in der jetzigen Druckfassung gerade einmal anderthalbseitigen Vorwort, was ihm wichtig war: Er erinnerte daran, daß unser Wissen von der Stauferherrschaft zuvor auf drei Quellenarten beruht habe (der Chronistik, den Urkunden und den Urbanen), und daß es angesichts der bereits vorliegenden numismatischen Studien doch geraten sei, die Aufschließungskraft einer vierten Gruppe zu erproben: der Münzen bzw. der Münzfunde. Ferner erwähnte er das Anliegen seines akademischen Lehrers Percy Ernst Schramm, die „Wirtschafts- und Finanzgeschichte des mittelalterlichen deutschen Königtums“ gründlicher als bisher kennzulernen und „namentlich der Frage der königlichen Geldwirtschaft größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.“<sup>2</sup> Dieser Spur will ich im folgenden nachgehen. Mir ist

---

<sup>1</sup> REINER CUNZ, Nachwort, in: NORBERT KAMP, *Moneta regis. Königliche Münzstätten und königliche Münzpolitik in der Stauferzeit* (Monumenta Germaniae Historica Schriften 55), Hannover 2006, S. 525–548, hier S. 530.

<sup>2</sup> KAMP, *Moneta regis* (wie Anm. 1), S. XI f.

daran gelegen, den forschungsgeschichtlichen Ort näher zu bestimmen, an dem Norbert Kamps Erstlingswerk in den 1950er Jahren entstanden ist. Dabei werde ich die These vertreten, daß der Umgang mit Artefakten, wie er in Schramms Seminaren gepflegt wurde, einen fundamentalen Einstellungswandel in der Einschätzung nicht-narrativer Quellenarten und ihrer Bedeutung für die Historie voraussetzte.

Man mag sich ausmalen, auf welchen Wegen Norbert Kamp während seiner Zeit als Göttinger „Seminarassistent“ auf dieses Vorhaben aufmerksam wurde und was ihn gerade an Percy Ernst Schramm band, der doch neben Hermann Heimpel und dem 1954 hinzugekommenen Alfred Heuß immerhin nur eine von mehreren Historiker-Berühmtheiten am Ort war.<sup>3</sup> Schramms Tätigkeit als akademischer Lehrer, von der man insbesondere durch David Thimmes vor kurzem erschienener Monographie einiges erfuhr, war von einer auffallenden Polarität gekennzeichnet: Seiner eigenen Praxis entsprechend, Themen weit über den mediävistischen Gesichtskreis hinaus bis hin zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs (für die er freilich auf eine andere Art ausgewiesen war) aufzugreifen, honorierte er stärker als andere Doktorväter die Selbständigkeit eines Studenten, das heißt: die mutige Beschäftigung mit selbst gewählten Themen. Aber Schramm war zugleich ein bemerkenswert konsequenter Exekutor seines eigenen Forschungsprogramms, das er als junger Mann einmal begonnen hatte und das über Jahrzehnte an den Leitgrößen „Königsherrschaft in Europa“ und „Staat“ ausgerichtet blieb.<sup>4</sup> Deren Historizität wollte er im Spiegel von Herrschaftszeichen, in den Denkmälern der Kaiser, Könige und Päpste, nachvollziehen. Niemals zuvor (und schon gar nicht auf dem Reflexionsstand, den Schramm schon als fünfunddreißigjähriger Verfasser von „Kaiser. Rom und Renovatio“ erreicht hatte<sup>5</sup>) war ein solches Programm entworfen worden, noch dazu in einem denkbar weiten, den Raum des ‚lateinischen‘ Europa überschreitenden Format. Dies aber bescherte Schramm die glückliche Erfahrung, als Erforscher des gesamteuropäischen Königtums immer zugleich

Bibl.d. T.

<sup>3</sup> HARTMUT BOOCKMANN/HERMANN WELLENREUTHER (Hgg.), *Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe* (Göttinger Universitätsschriften 2), Göttingen 1987, S. 9–29; DAVID THIMME, Percy Ernst Schramm und das Mittelalter. Wandlungen eines Geschichtsbildes (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 75), Göttingen 2006; HARTMUT BOOCKMANN, Versuch über Hermann Heimpel, in: *Historische Zeitschrift* 251 (1990), S. 265–282. HANS-JOACHIM GEHRKE (Hg.), *Alfred Heuß. Ansichten seines Lebenswerkes*, Stuttgart 1998.

<sup>4</sup> Über die Herkunft dieser Interessen aus dem Klima der „Weimarer“ Jahre NIKOLAUS GUSSONE, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Zum 100. Geburtstag von Percy Ernst Schramm, in: *Majestas* 2 (1994), S. 93–99.

<sup>5</sup> PERCY ERNST SCHRAMM, *Kaiser, Rom und Renovatio. Studien zur Geschichte des römischen Erneuerungsgedankens vom Ende des karolingischen Reiches bis zum Investiturstreit*, 4. Aufl. Darmstadt 1984.

Entdecker zu sein. Seine Studenten an seinen Funden teilhaben und sie eng an dem Material arbeiten zu lassen, dem ohnehin gerade sein Forscherinteresse galt, war jener zweite, zur Spezialisierung strebende Grundzug von Schramms Lehre.

Freilich – lehren konnte er seinen Gegenstand nur in dem Sinn, daß er seinen Studenten Einblick in sein Forschen gewährte, denn ein Schramm'sches Methodengebäude konnte es nach seiner eigenen Überzeugung nicht geben: Das Material diktiert dem Forscher sein Vorgehen, so der Lehrer, und so verstand es sich für ihn aus der Sache heraus, daß er ohnehin keine wissenschaftliche Schule begründen konnte, ja auch gar nicht von „Schrammoiden“ umkreist werden wolle, wie er selber sagte.<sup>6</sup> Wer sich dennoch auf ihn als Doktorvater einließ, dem wurde auf eine gänzlich andere Weise geistige Unabhängigkeit und persönliche Selbständigkeit abverlangt, als dies bei den Begründern von „Schulen“ in der Nachkriegszeit der Fall war. Man mag um des deutlichen Kontrastes willen an die Freiburger Adels- und die Memorialforschung denken. Auch Schramm hatte sein Programm, doch das war in erster Linie eine Vorgabe für sein eigenes Schaffen. Eine Methode für dessen Einlösung im Sinne eines planmäßigen und planbaren Verfahrens gab es seiner Ansicht nach nicht, wenngleich sich Schramm stark für die eine dem Gegenstand gemäße Terminologie engagierte, ja die Begriffe zur kategorialen Bestimmung seiner Gegenstände mit einer schönen Metapher als seine „Greifwerkzeuge“ bezeichnete.<sup>7</sup> Doch wie man seine Gegenstände bearbeitete, das mußte jeweils am Material immer aufs Neue entwickelt werden und verlangte nach der beständigen Akkumulation von Erfahrungswissen. Man mag ihn, so gesehen, eher mit Arno Borst als mit Karl Schmid vergleichen.

Man geht auch sicher nicht zu weit, wenn man annimmt, daß in diesem Zusammenhang in Schramms Umkreis auch von der mittelalterlichen Finanzgeschichte die Rede gewesen sein muß, denn daß die Herrschaftszeichen der Könige und Päpste in Zeiten des Geldbedarfs auch Geldquelle sein konnten, wußte man nur zu gut. Norbert Kamp sollte 1964 eine entsprechende Studie zur Festschrift für seinen ehemaligen Doktorvater beisteuern, in der er dies am sprechenden Beispiel vorführte und „den hohen, jederzeit in Kapital umzusetzenden Wert“ zweier Throne aus dem päpstlichen Schatz nachwies. Kamp zeigte, daß es Artefakte waren, die dem unpopulären Kardinälekkollegium der Jahre 1268 bis 1271 einen finanziellen Spielraum eröffneten, daß einer der

<sup>6</sup> NORBERT KAMP, Percy Ernst Schramm und die Mittelalterforschung, in: *Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe*, hg. v. HARTMUT BOOCKMANN/HERMANN WELLENREUTHER (Göttinger Universitätsschriften 2), Göttingen 1987, S. 344–363, hier S. 361; so offenbar auch in einem Brief an Arno Borst: THIMME, Schramm (wie Anm. 3), S. 519.

<sup>7</sup> JANOS M. BÁK, *Medieval Symbolism of the State: Percy E. Schramm's Contribution*, in: *Viator* 4 (1973), S. 33–63.

Throne bei der einen Verpfändung „3000 Pfund Turnosen, ein anderes Mal 2000 Goldunzen nach sizilischem Gewicht“ einbrachte, „also etwa das Andert-halb-fache.“<sup>8</sup>

Über die Relation zwischen den Artefakten und der Wirtschafts- bzw. Finanz-geschichte hatte sich Schramm selber schon mindestens seit den 1940er Jahren Gedanken gemacht, doch ohne die Absicht, sich selbst intensiver auf diesen Aspekt seines Forschungsgegenstandes einzulassen. Sozusagen im Schnittpunkt der Themen „Herrschaftszeichen“ und „Finanzgeschichte“ aber lagen die Mün-zen. Es war wohl charakteristisch für ihn, daß er Materialien zur Münzgeschichte mit der Absicht zu sammeln begann, diese zu gegebener Zeit an einen Schüler seines Vertrauens weiterzureichen und damit innovative Arbeiten zumindest anzustoßen, wenn er sie schon nicht selbst in Angriff nehmen konnte.<sup>9</sup> Vor Augen stand Schramm dabei zunächst eine Studie zum Münzwesen der Ottonen-und Salierzeit, wie er am Silvestertag des Jahres 1956 in seinem „Referat“ zu Norbert Kamps Dissertation ausführte. Doch die beiden Studenten, die er auf das Thema aufmerksam machte, gingen jeweils eigene Wege.

Als gescheitert erachtete Schramm den Versuch eines Doktoranden aus den 1940er Jahren, der sich offenbar gesagt hatte, daß man das Thema gleichsam von vorne angehen müsse und der sich daher ganz der Merowingerzeit ver-schrieben hatte. Kamps selbst verantwortete Entscheidung für die Stauferzeit dagegen fand die volle Zustimmung des Lehrers. Verbindungen zur Numismati-ker-Szene bestanden bereits, immerhin hatte Schramm im Sommer 1951 die Tagung deutscher Numismatiker mit einem Vortrag eingeleitet, der drei Jahre später eine besondere Bedeutung erlangen sollte.<sup>10</sup> Es handelte sich dabei nämlich um eine Vorstufe zu jener Methodenreflexion, die er 1954 dem ersten Band seines monumentalen Werks über „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“ voranstellen sollte.<sup>11</sup> Hier führte Schramm seine Gedanken zu den methodi-schen Voraussetzungen seines Schaffens einmal zusammen, so, wie sie sich aus

<sup>8</sup> NORBERT KAMP, Die Herrscherthronen im Schatz der Kardinäle 1268–1271, in: Festschrift Percy Ernst Schramm zu seinem siebzigsten Geburtstag von Schülern und Freunden zuge-eignet I, Wiesbaden 1964, S. 157–174, die Zitate S. 166, 168.

<sup>9</sup> Hierzu und zum folgenden sein Erstgutachten zur Kamp'schen Dissertation vom 31. De-zember 1956: Göttingen, Universitätsarchiv, Phil. Fak. II Prom 1047.

<sup>10</sup> ERICH BOEHRINGER (Hg.), Wissenschaftliche Abhandlungen des deutschen Numismatiker-tages in Göttingen 1951, Göttingen/Berlin/Frankfurt 1959, dort S. 8 zu Schramms „ausgreifende[m] Vortrag“; dieser wurde nicht im Tagungsband selbst veröffentlicht, son-dern als PERCY ERNST SCHRAMM, Wie sahen die mittelalterlichen Herrschaftszeichen aus? Über die Methoden zur Beantwortung dieser Frage, in: Archiv für Kulturgeschichte 35 (1953), S. 7–28.

<sup>11</sup> PERCY ERNST SCHRAMM, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Ge-schichte vom dritten bis zum sechzehnten Jahrhundert, mit Beiträgen verschiedener Ver-fasser I (Schriften der MGH 13.1), Stuttgart 1954, S. 1–21.

einem jahrzehntelangen Bemühen um die Artefakte heraus entwickelt hatten. Gemäß meinem Ziel, die Gedankenwelt zu rekonstruieren, in der der Plan zu „Moneta regis“ entstanden ist, teile ich im folgenden einige Beobachtungen mit, die man gerade an diesem Text treffen kann (II.) und frage anschließend, wie sich Schramm damit angesichts der Tatsache positionierte, daß die „gegenständlichen Geschichtsquellen“ ja schon seit langem zur Arbeitsgrundlage der verwissenschaftlichten Historie gehörten. Um die historische Tiefendimension der herrschenden Lehre zumindest anzudeuten, muß ich dabei ein wenig weiter ausgreifen, als man das in einem Vortrag eigentlich tun würde. Ich gehe daher nach der Erörterung von Schramms Methodenreflexionen auf die Beschäftigung mit „Gegenständen“ vor und im Zeitalter der verwissenschaftlichten Historie ein (III.), um auf dieser Grundlage letztlich Schramms Denken an dieser Tradition messen zu können (IV.).

## II.

Zunächst also zu Schramms eigener Position, wie sie bis zu den 1950er Jahren herangereift war. In der Tat sah der Göttinger Mediävist die größte Herausforderung beim Umgang mit den Herrschaftszeichen nicht so sehr in der Auffindung des Materials oder in der Erfordernis, ohne Rücksicht auf Fächergrenzen zu arbeiten. Er erblickte sie vielmehr darin, der jeweiligen Überlieferung gerecht zu werden und die Kombination von Befunden zu ermöglichen, die in ganz unterschiedlichen Feldern erbracht worden sind – von Befunden, die sich einmal anhand der Artefakte selbst treffen ließen (etwa der Reichskrone, wie man sie heute noch in Wien betrachten kann), ein andermal anhand von Schriftzeugnissen, die von den ersteren handelten (etwa Walthers Reichs-Ton, in dem die Reichskrone erwähnt wird), und wieder ein andermal anhand von deren bildlichen Repräsentationen (also beispielsweise der Wiedergabe einer Bügelkrone im Regensburger Sakramentar Heinrichs II.).<sup>12</sup> Dreierlei mediale Eigenheiten und Eigentraditionen mußten bedacht werden, wobei gerade der Umgang mit den nicht-schriftlichen Zeugnissen für sich genommen eine Gratwanderung erzwang: Es galt, der Gefahr zu entgehen, daß man in romantischer Manier etwas in diese für den Historiker zunächst einmal besonders ‚stummen‘ Dinge hineinprojizierte, das man selber für den „Geist des Mittelalters“ hielt; es galt aber zugleich auch, den Irrweg jener Forscher zu meiden, „die von einer Sonderdisziplin ausgingen und keine Rücksicht darauf nahmen, daß ihre vermeintlichen Ergebnisse unvereinbar mit den Feststellungen der Nachbardisziplinen sind.“<sup>13</sup>

<sup>12</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11), S. 1–21.

<sup>13</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11), S. IX.

Das Charakteristikum des Schramm'schen Denkstils scheint mir aber zu sein, daß ihm als Ziel dieses Umgangs mit den Artefakten gerade nicht die Erkenntnis einer vermeintlich ‚ursprünglichen‘ Bedeutung oder gar einer genuinen Schöpferabsicht galt, sondern daß er im Gegenteil die Mannigfaltigkeit von *Bedeutungszuschreibungen* durch Nachgeborene und die hierdurch angeregten Veränderungen der Artefakte als den eigentlichen Forschungsgegenstand bezeichnete, und dies über die Jahrhunderte hinweg und in einem möglichst weiten, kulturell heterogenen Raum. Als besonders gelungen erachtete Schramm diejenigen Fallstudien, in denen die Veränderung eines Herrschaftszeichens von seinem ersten Erscheinen bis zu seinem Verschwinden in praktisch allen Reichen Europas mit der gesamten Perzeptionsgeschichte desselben Zeichens konfrontiert werden konnte. Seine beiden Studien zur herrscherlichen Stola und zur geistlich-weltlichen Mitra demonstrierten seiner Meinung nach am besten, wie man die Erforschung der Herrschaftszeichen idealerweise betreiben sollte.<sup>14</sup> Nebeneinander, so Schramm in der Arbeit zur Mitra, müßten „die Entwicklung des Zeichens, dessen Form, Farbe, Verzierung sich wandelten, und die des Sinnes, der ihm unterlegt wird“, gewürdigt werden.

Auf diese Weise die Variabilität des Objekts und zugleich die Veränderlichkeit von dessen Deutung im Blick zu behalten, hielt er deshalb für wichtig, weil beide sich gegenseitig bedingten. Die Umgestaltung der Mitra sei ein Resultat aus deren Umdeutung im veränderten kulturellen Kontext; erstere hielt aber wiederum die Dynamik der beständig erneuerten Bedeutungszuschreibung im Gang. Dies zu erkennen, bleibe, so Schramm, „das eigentliche Ziel der Forschung“.<sup>15</sup>

Schramm ging es also keineswegs um die „Ursprünge“ der Dinge, sondern vielmehr um kulturspezifische Sinngebungen, die in Jahrhunderten nach ihrer Entstehung und weitaus von dem Ort erfolgten, an dem sie zunächst Bedeutung erlangt hatten:

..... die Bedeutung der Herrschaftszeichen steht nie eindeutig fest; sie braucht in den verschiedenen Ländern nicht übereinzustimmen, sie wandelt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, womöglich noch schneller, und ist verschieden, je nachdem, ob sie ein Kleriker oder ein Laie, ein Gebildeter oder ein einfacher Mann, ein nüchterner oder ein mit Phantasie begabter Kopf in Worte faßt.“<sup>16</sup>

Die mittelalterlichen Herrschaftszeichen würden

<sup>14</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11), S. 25–50 („Von der Trabea Triumphalis des römischen Kaisers über das byzantinische Lorum zur Stola der abendländischen Herrscher. Ein Beispiel für den Wandel von Form und Bedeutung im Laufe der Jahrhunderte und bei der Übertragung von einem Land in das andere“) und S. 51–98 („Die geistliche und die weltliche Mitra mit Seitenblicken auf die Geschichte der päpstlichen Tiara. Ein weiteres Beispiel für den Wandel von Form und Bedeutung“).

<sup>15</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11), S. 97.

<sup>16</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11), S. 7.

„immer neu ausgedeutet und bleiben deshalb lebendig, bleiben jung, auch wenn die Krone selbst oder das Szepter schon Jahrhunderte alt sind; denn sie regen die dichterische Phantasie an, erheben [sic] zur Spekulation der Gedanken und können daher hoch und niedrig, Gebildete und Ungebildete zugleich ansprechen, obwohl womöglich keiner mehr [...] den ursprünglichen Sinn versteht.“<sup>17</sup>

Mit dem Verweis auf jenen „ursprünglichen Sinn“ die späteren Arten der Apperzeption nicht abzuqualifizieren, sie nicht als Fehlverständnisse und Verballhornungen in dem Bestreben abzutun, einen vermeintlichen ersten „Sinn“ der Dinge freizuschälen: dies ist es, was Schramms Modernität ausmachte. Als das letzte, in weiter Ferne liegende Ziel seines Schaffens bezeichnete er den Plan, „für jedes einzelne Herrschaftszeichen eine Geschichte seines Bedeutungswandels zu schreiben“<sup>18</sup>, ein „Corpus regalitatis medii aevi“<sup>19</sup>.

Diesen Denkstil pflegte er auch, wenn er über ganz andere Gegenstände nachdachte. In kleineren Vorstudien zu einem geplanten Buch über deutsch-britische Kulturkontakte in der Moderne, die er zu Beginn der 1950er Jahre publizierte, sprach er mit deutlichen Worten davon, wie hinderlich die Kategorie des „Einflusses“ für das historische Denken sei und kündigte an, selber dieses Wort zu meiden. Unter „Einfluß“ verstand er dabei offenbar ein Konzept, das besagte, daß es bei dem Übertritt einer kulturellen Hervorbringung von einem kulturellen Kontext in den anderen das Phänomen selbst sei, das die Apperzeption am neuen Ort bestimme. Und er führte an seinem Beispiel des deutsch-britischen Verhältnisses aus, daß ihm eine konsequent rezipientenbestimmte Interpretation desselben Vorgangs vorschwebte: Elemente britischer Kultur übten eben keinen „Einfluß“ etwa im Deutschland der Gründerjahre aus, sondern sie wurden dort in einem produktiven Akt der Aneignung, Umdeutung oder auch Abwehr modifiziert.<sup>20</sup> Damit aber entwarf Schramm ein Projekt, wie man es tat-

<sup>17</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11), S. 8.

<sup>18</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11), S. 8.

<sup>19</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11), S. 21; vgl. BÄK, Symbology (wie Anm. 7), S. 44.

<sup>20</sup> PERCY ERNST SCHRAMM, Deutschlands Verhältnis zur englischen Kultur nach der Begründung des Neuen Reiches, in: Schicksalswege deutscher Vergangenheit. Beiträge zur geschichtlichen Deutung der letzten hundertfünfzig Jahre. Festschrift für Siegfried A. Kaehler. hg. v. WALTER HUBATSCH, Düsseldorf 1950, S. 289–319, hier S. 315: „Es handelt sich nicht einfach darum, daß Deutschland auf den verschiedensten Gebieten mehr oder minder starke englische ‚Einflüsse‘ verarbeitete, sondern daß es sich – hier ablehnend, dort bewundernd, hier nur in seinen eigenen Tendenzen bestätigt, dort auf ganz neue Gedanken gebracht, hier bloß angeregt und unterhalten, dort zu einer Revision seiner bisherigen Auffassungen veranlaßt – mit der englischen Kultur in allen ihren Erscheinungsformen auseinandersetzte.“ Vgl. PERCY ERNST SCHRAMM, Englands Verhältnis zur deutschen Kultur zwischen der Reichsgründung und der Jahrhundertwende, in: Deutschland und Europa. Historische Studien zur Völker- und Staatenordnung des Abendlandes. Festschrift Hans Rothfels, Düsseldorf 1951, S. 135–175, bes. S. 136.



sächlich erst seit den 1980er Jahren an den deutsch-französischen Beziehungen umgesetzt hat und das man seither gemeinhin als „Kulturtransferforschung“ bzw. die Erforschung „interkulturellen Transfers“ bezeichnet: die Praxis, kulturelle Transferprozesse konsequent von der Perspektive des Empfangenden aus zu betrachten. Aus diesem Grund haben Rudolf Muhs, Johannes Paulmann und Willibald Steinmetz auch vor einigen Jahren Schramm als den eigentlichen Vordenker dieser Forschungsrichtung bezeichnet.<sup>21</sup>

Wie aber stand Schramm nun mit diesen Ansichten zum mittlerweile eingeübten Umgang der Historiker mit den, wie man sagt, „gegenständlichen“ Geschichtsquellen?<sup>22</sup>

### III.

Daß sich die akademischen Verwalter der Historie einmal mit etwas anderem als mit Erzählungen von der Vergangenheit beschäftigen sollten, war nach der Einrichtung historischer Professuren für lange Zeit alles andere als selbstverständlich. Die universitäre Historie blieb über den allergrößten Teil der frühen Neuzeit hinweg ein rein textorientiertes Feld. Zwar hatte man auch schon während des Mittelalters im Rhetorikunterricht an den Artistenfakultäten die antiken Historiker gelesen, doch erlebte die akademische Beschäftigung mit der Historie durch den Bedeutungsverlust der Dialektik unter dem Einfluß der *studia humanitatis* einen erheblichen Prestigegewinn. Seit dem 15. Jahrhundert an den italienischen Universitäten und später auch außerhalb Italiens wurden diejenigen Textsorten wichtiger genommen, die unter dem strengen Blick der Humanisten als sprachlich hochstehend und zugleich als moralisch wertvoll galten. An die Stelle der Dialektik traten die Poesie, die Historie und die Moral. Dies setzte kein radikales Umdenken gegenüber den Leitlinien der mittelal-

<sup>21</sup> RUDOLF MUHS/JOHANNES PAULMANN/WILLIBALD STEINMETZ, Brücken über den Kanal? Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, in: Aneignung und Abwehr. Interkultureller Transfer zwischen Deutschland und Großbritannien im 19. Jahrhundert, hg. v. RUDOLF MUHS/JOHANNES PAULMANN/WILLIBALD STEINMETZ (Arbeitskreis Deutsche England-Forschung 32), Bodenheim 1998, S. 7–20, hier S. 7–10.

<sup>22</sup> Ich stütze mich im nächsten Teil meiner Ausführungen, der dieser Frage gewidmet ist, einerseits auf Gedanken, die ich vor kurzem anläßlich der Verabschiedung meines Göttinger Kollegen Wolfgang Petke vorgestellt habe, zum anderen auf Bemerkungen zum Verhältnis zwischen Numismatik und Historie, die Thomas Vogtherr vor wenigen Jahren vorgetragen hat. FRANK REXROTH, Woher kommen die Historischen Hilfswissenschaften? Zwei Lesarten, in: Vielfalt und Aktualität des Mittelalters. Festschrift für Wolfgang Petke zum 65. Geburtstag, hg. v. SABINE AREND/DANIEL BERGER/CAROLA BRÜCKNER (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 48), Bielefeld 2006, S. 541–557; THOMAS VOGTHERR, Von der Münzbelustigung zur akademischen Disziplin. Anmerkungen zum Verhältnis von Numismatik und Geschichtswissenschaft, in: Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 53 (2003), S. 13–31.

terlichen Universität voraus, denn Ciceros Maxime von der Geschichte als der Lehrmeisterin des Lebens kannte man schon seit dem 12. Jahrhundert gut, und schon lange hatte man den Terminus „historia“ geradezu als eine Chiffre für ein Wissen erachtet, das zur rechten Lebensführung erforderlich sei. Die humanistischen Universitäts-Historiker wurden damit genau wie die Poetikprofessoren mit der Lehre einer bestimmten Literaturgattung betraut.<sup>23</sup> Man erwartete nicht von ihnen, die Vergangenheit auf innovative Weise zu rekonstruieren. Das bedeutet nicht, daß die frühneuzeitlichen Historiker keine eigenen Geschichtswerke geschrieben hätten; doch diese wurden – nach der Maxime der Belehrung der Leser – aus dem, was man bereits anderswo lesen konnte, zusammengetragen.

Die Historie war kein Fach, das der Erschließung neuer Erkenntnisse über einen bestimmten Gegenstand diene, sondern sie war ein propädeutisches Erziehungsfach, mit anderen Worten: sie war keine Wirklichkeitswissenschaft, sondern eine Textwissenschaft. Wenn es um die Kenntnis beispielsweise der frühen römischen Republik ging, dann vertraute man auf seine Primärtexte, etwa auf Livius. Deren Autorität, so hat Arnaldo Momigliano formuliert, „war derart, daß noch niemand ernstlich daran dachte, sie zu ersetzen“.<sup>24</sup> Man hat daher meines Wissens auch niemals eine Jubiläumsfeier veranstaltet, wenn sich die Ersteinrichtung einer Geschichtsprofessur jährte – die der Mainzer von 1504 beispielsweise, die der Marburger von 1529 oder die der Wiener von 1537.<sup>25</sup> Wie gesagt: Was hier gelehrt worden war, hatte keineswegs auf eine bessere Erkenntnis der Vergangenheit selbst als vielmehr auf die Hebung der Moral bei den Hörern gezielt. In Jena beispielsweise hatte man daher gerade den Ethiker mit der *lectio historiarum* betraut.<sup>26</sup> Dem ersten Oxforder „Praeceptor“ für Geschichte trug man 1622 auf, er solle „bürgerliche Geschichte lesen und dabei solche Bemerkungen machen, wie sie für die jüngeren Studenten der Universität am nützlichsten und ersprießlichsten sind“.<sup>27</sup>

<sup>23</sup> FRIEDRICH VON BEZOLD, Zur Entstehungsgeschichte der historischen Methodik, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 8 (1913), Sp. 274–306; REINHART KOSSELLECK, *Historia magistra vitae*. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte (1967), Nachdr. in: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, hg. v. dems., Frankfurt am Main 1979, S. 38–66; RÜDIGER LANDFESTER, *Historia magistra vitae*. Untersuchungen zur humanistischen Geschichtstheorie des 14. bis 16. Jahrhunderts (*Travaux d'humanisme et renaissance* 123), Genf 1972.

<sup>24</sup> ARNALDO MOMIGLIANO, *Alte Geschichte und antiquarische Forschung* (zuerst engl. 1950), in: *Wege in die Alte Welt*, hg. v. dems., übers. v. HORST GÜNTHER, Frankfurt am Main 1995, S. 111–160, hier S. 119.

<sup>25</sup> JOSEF ENGEL, Die deutschen Universitäten und die Geschichtswissenschaft, in: *Historische Zeitschrift* 189 (1959), S. 223–378, hier v.a. S. 241; LAURENCE BROCKLISS, *Lehrpläne, in: Geschichte der Universität in Europa II. Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*, hg. v. WALTER RÜEGG, München 1996, S. 451–494, hier S. 460.

<sup>26</sup> ENGEL, *Universitäten* (wie Anm. 25), S. 246.

<sup>27</sup> MOMIGLIANO, *Alte Geschichte* (wie Anm. 24), S. 118.; KEVIN SHARPE, *The Foundation of the Chairs of History at Oxford and Cambridge: An Episode in Jacobean Politics*, in: *History of Universities* 2 (1982), S. 127–152.

Diese Ausrichtung auf einen Kanon narrativer Texte bedeutete freilich auch, daß sich die Historie in einem doppelten Wortsinn in der Nähe der Dichtkunst befand: institutionell, insofern die Universitäts-Historiker und die *poetae* als akademische Nachbarn an unterschiedlichen Referenztexten den selben Zwecken dienten, ein andermal aber auch, insofern sie sich nicht von dem alten Streit um die Höherwertigkeit von Poesie oder Historie befreien konnten.<sup>28</sup> Die Dichtung trug dabei aufs ganze gesehen den Sieg davon, denn der Wahrheitsanspruch der Historie ließ sich leicht gegen sie selbst wenden. Eher als der Dichter sei der Historiker ein Lügner, so beispielsweise Sir Philip Sidney 1595, da er ja überhaupt und unter der Anführung anderer Historien die Wahrheit des Berichteten behauptete:

“Now, for the poet, he nothing affirms, and therefore never lieth. For, as I take it, to lie is to affirm that to be true which is false. So as the other artists, and especially the historian, affirming many things, can, in the cloudy knowledge of mankind, hardly escape from many lies.”<sup>29</sup>

Dieses wohlfeile Klischee vom Historiker als Lügner wirkte weiter bis in die Aufklärung hinein: Geschichtsschreibung stecke voller Lügen, der Roman aber voller Wahrheit, so schrieb noch Diderot.<sup>30</sup> Am Ausgang des 17. Jahrhunderts aber wurde dieses Klischee zum Ansatzpunkt für jene radikal-skeptizistische Strömung, die wir noch heute als Pyrrhonismus, im besonderen als den histori-

<sup>28</sup> Fluchtpunkt dieser ‚querelle‘ ist der Vergleich zwischen Dichtung und Historie in der aristotelischen Poetik: Aristoteles Latinus, vol. 33: *De arte Poetica* Guillelmo de Moerbeke interprete, hg. v. AETIUS FRANCESCHINI/Laurentius MINIO-PALUELLO, Brügge/Paris 1958, S. 12 (= 1451b): „Hystoricus“ und „poeta“ unterschieden sich, *scilicet hunc quidem gesta dicere, hunc autem qualia utique fierent. – Propter quod et magis philosophicum et studuosius poesis quam hystoria est; poesis quidem enim magis que uniuersaliter, hystoria autem particularia dicit*. Zur Rezeption dieser Bewertung sind wichtig BEZOLD, Entstehungsgeschichte (wie Anm. 23), und WOLFGANG HARDTWIG, Konzeption und Begriff der Forschung in der deutschen Historie des 19. Jahrhunderts, in: Konzeption und Begriff der Forschung in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts. Referate und Diskussionen des 10. wissenschaftstheoretischen Kolloquiums 1975, hg. v. ALWIN DIEMER (Studien zur Wissenschaftstheorie 12), Meisenheim am Glan 1978, S. 11–26. Mit Wilhelm Windelbands Konzeption von „idiographischen“ vs. „nomothetischen“ Wissenschaften (in Diltheys Diktion: „Geisteswissenschaften“ und „Naturwissenschaften“) wird das Verständnis der historischen Wissenschaften als Wissenschaften vom jeweils Besonderen weiter fortgeschrieben. So wird es auch im 20. Jahrhundert (und selbst in der Ägide der Strukturgeschichte) noch vertreten: „Mit was auch, und von welcher Theorie inspiriert, der Historiker sich befaßt, von Einmaligem handelt er immer [...]“. GOLO MANN, Plädoyer für die historische Erzählung, in: Theorie und Erzählung in der Geschichte, hg. v. JÜRGEN KOCKA/THOMAS NIPPERDEY (Beiträge zur Historik 3) München 1979, S. 40–56, hier S. 40.

<sup>29</sup> [PHILIP] SIDNEY, *A Defence of Poetry*, hg. v. JAN VAN DORSTEN, Oxford 1975, S. 52.

<sup>30</sup> ULRICH MÜHLACK, *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*. München 1991, S. 67.

schen Pyrrhonismus, bezeichnen.<sup>31</sup> Dessen Vertreter waren Leute wie François de La Mothe Le Vayer (allerdings schon 1669), der in seiner Schrift „Du peu de certitude qu'il y a dans l'histoire“<sup>32</sup> die Befähigung zu historischer Erkenntnis schlechthin bestritten hatte, oder auch Charles de la Ruelle, der von der „völlige[n] Wertlosigkeit aller historischen Aufzeichnungen“ überzeugt war.<sup>33</sup> Pierre Bayle stimmte ein: es gebe „keine größere Spitzbüberei als die, welche sich an den historischen Denkmälern zu schaffen machte“,<sup>34</sup> und die kritische Arbeit, die Bayle in seinem 1696 erschienenen „Dictionnaire historique et critique“ leistete, gab den Bedenken gegenüber den Arbeiten der Historiker reichlich Nahrung. Geschichtsschreiber galten dem Deutschen Johann Burkhard Mencke als Scharlatane<sup>35</sup>, anderen wurden sie zu Witzfiguren: Die Zeitgenossen erzählten sich von dem greisen Religionshistoriker Antoine Varillas, der nicht mehr gut sehe und dennoch jeden Tag stundenlang diktiere, „ohne sich die Mühe zu machen, irgend etwas nachzuprüfen“.<sup>36</sup>

Dieser Autoritätsschwund der Historie wurde erst mit deren Verwissenschaftlichung erfolgreich überwunden, das heißt durch ihre Verpflichtung auf die neue Maxime von der Wissenschaft als Forschung und, damit einhergehend, durch die Elaboration eines Methodenapparates, der den Wahrheitsgehalt historischer Aussagen überprüfbar machte. Daß den Historikern dies gelang, verdankten sie aber letztlich den Trägern einer schon lange bestehenden ganz anderen Vergangenheitskultur, die ihnen, sozialgeschichtlich gesehen, bisher eher fern gestanden hatte: den Antiquaren.<sup>37</sup> Unter Antiquaren verstand man schon

<sup>31</sup> REXROTH, Hilfswissenschaften (wie Anm. 22), S. 553f., nach MOMIGLIANO, Alte Geschichte (wie Anm. 24). Vgl. PAUL HAZARD, Die Krise des europäischen Geistes (orig. La crise de la conscience européenne 1680–1715, Paris 1935), Hamburg 1939; WINFRIED SCHRÖDER, Art. „Pyrrhonismus“, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 7 (1989), Sp. 1719–1724; META SCHEELE, Wissen und Glaube in der Geschichtswissenschaft. Studien zum historischen Pyrrhonismus in Frankreich und Deutschland (Beiträge zur Philosophie 18), Heidelberg 1930.

<sup>32</sup> FRANÇOIS DE LA MOTHE LE VAYER, Du peu de certitude qu'il y a dans l'histoire. Paris 1669.

<sup>33</sup> BEZOLD, Entstehungsgeschichte (wie Anm. 23), Sp. 292f. TREVOR PEACH, Contre l'histoire et les historiens. Les 'Succinctz adversaires' de Charles de La Ruelle (1572–1574), in: Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance 65 (2003), S. 69–82.

<sup>34</sup> MOMIGLIANO, Alte Geschichte (wie Anm. 24), S. 122.

<sup>35</sup> HAZARD, Krise (wie Anm. 31), S. 63.

<sup>36</sup> HAZARD, Krise (wie Anm. 31), S. 59.

<sup>37</sup> MOMIGLIANO, Alte Geschichte (wie Anm. 24); WOLFGANG WEBER, Zur Bedeutung des Antiquarianismus für die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft, in: Geschichtsdiskurs II. Anfänge modernen historischen Denkens, hg. v. WOLFGANG KÜTTLER, Frankfurt am Main 1994, S. 120–135; STUART PIGGOTT, Ancient Britons and the Antiquarian Imagination. Ideas from the Renaissance to the Regency, New York 1989; THOMAS D. KENDRICK, British Antiquity, London 1950.

seit dem 15. Jahrhundert in erster Linie liebevolle, dabei nüchterne und pedantische Sammler und Erörterer von Artefakten, seien es nun Münzen, Medaillen, Inschriften, Grabsteine, Dialektwörter oder auch Urkunden.<sup>38</sup> Damit erschlossen sie sich Bereiche wie die Chronologie, die Chorographie, das Recht oder die Religion, die gleichsam quer standen zu der diachron ausgerichteten Vergangenheitsbetrachtung des Historikers. Regierten bei den Historikern die Ordnungsschemata Diachronie und Kausalität, so dominierte bei den Antiquaren die Systematik. Sie publizierten keine Rechtsgeschichte, sondern „Rechtsaltertümer“, keine Kirchengeschichte, sondern „Religionsaltertümer“, keine Geschichte des Krieges, sondern „Kriegsaltertümer“. Die besondere Sorgfalt des Antiquars galt dabei nicht den narrativen Zeugnissen der Vergangenheit, sondern jenen Artefakten, die man in der Nomenklatur späterer Jahrhunderte als Überreste bezeichnen sollte.<sup>39</sup> Darauf werde ich zurückkommen müssen. Im Hinblick auf ihren Wahrheitsanspruch aber waren die europäischen Antiquare in ein lange Zeit unbemerktes, letztlich aber folgenreiches Konkurrenzverhältnis zu den universitären Historikern getreten.

Denn langfristig blieb es keineswegs dabei, daß die Sammler der Münzen ihre Funde nur systematisiert hätten: Aus ihrer Arbeit heraus entstand vielmehr die Zuversicht (um ein prominentes Beispiel zu bemühen), daß man Aussagen über die frühe römische Republik treffen könnte, die über das durch Livius Bekannte hinausgingen, ja diesen sogar korrigierten. Dabei mochte man schon einmal über das Ziel hinausschießen: der Jesuit Jean Hardouin beispielsweise, der sich um die Sammlung von Konzilsdekreten verdient gemacht hatte, beobachtete, daß sich seine aus Münzen erschlossene antike Chronologie nicht mit der Ereignisfolge bei den Geschichtsschreibern überein bringen ließ; Hardouin verstieg sich daraufhin zu der Annahme, daß sämtliche antiken Autoren bis auf vier die Produkte einer italienischen Fälscherbande aus dem 14. Jahrhundert seien.<sup>40</sup>

<sup>38</sup> Zur Praxis des Sammelns DANIEL R. WOOLF, *The Dawn of the Artifact: The Antiquarian Impulse in England, 1500–1730*, in: *Medievalism in England*, hg. v. LESLIE J. WORKMAN (*Studies in Medievalism* 4), Cambridge 1992, S. 5–35; vgl. FRANK REXROTH, *Polydor Vergil als Geschichtsschreiber und der englische Beitrag zum europäischen Humanismus*, in: *Diffusion des Humanismus. Studien zur nationalen Geschichtsschreibung europäischer Humanisten*, hg. v. JOHANNES HELMRATH/ÜLRICH MUHLACK/GERRIT WALTHER, Göttingen 2002, S. 415–435.

<sup>39</sup> JOHANN GUSTAV DROYSSEN, *Historik*. Textausgabe von PETER LEYH, Stuttgart/Bad Cannstatt 1977, S. 426; modifiziert dann bei ERNST BERNHEIM, *Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie* (zuerst 1889), 5. u. 6. Aufl. (!) Leipzig 1908, S. 255f., und abermals bei AHASVER VON BRANDT, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften*, 13. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln 1992, S. 52–61.

<sup>40</sup> MOMIGLIANO, *Alte Geschichte* (wie Anm. 24), S. 131; SCHEELE, *Wissen* (wie Anm. 31), S. 9, 54ff.

Universitätshistorie und Antiquarianismus, die so lange Zeit grundverschiedenen Einstellungen zur Vergangenheit verpflichtet gewesen waren, fanden so in zwei Schritten zusammen, nämlich in jenen beiden Phasen, die Thomas Vogtherr am Beispiel der Numismatik als einem antiquarischen Betätigungsfeld ausgemacht hat<sup>41</sup>: in einer vorbereitenden Phase vor und um 1700, als die Krise des historischen Denkens unter dem Eindruck des zeitgenössischen Pyrrhonismus die Aufmerksamkeit vieler kluger Leute auf die Bedeutung der Artefakte lenkte und damit eine Methodenrevolution im Umgang mit Münzen, Siegeln und Urkunden einleitete; und dann um 1800, als die Universitätshistoriker neuen Stils diese Methoden usurpierten, allerdings recht selektiv und indem sie sie als die sogenannten Historischen Hilfswissenschaften zu einer Provinz ihres eigenen Tuns machten. Zu Recht hat Vogtherr darauf verwiesen, daß dies etwa der Urkundenlehre, die sehr stark rezipiert wurde, zum Durchbruch verhalf: Sie wurde zu einem Kernbereich der forschenden Historie. Daß die Numismatik nicht mithielt und für die Historiker zumindest der mittleren und neueren Geschichte eine eher randständige Rolle spielte, hat Vogtherr ebenfalls sehr deutlich gesagt. Meine Lesart dieses Prozesses wäre eine institutionengeschichtliche und würde etwa folgendermaßen lauten: Der Antiquarianismus wurde mit der Verwissenschaftlichung der Historie um 1800 eben keineswegs restlos aufgelöst, sondern fand abseits der Universitäten in eigenen Institutionen sein Auskommen, im Fall der Numismatik insbesondere in den Münzkabinetten und Museen. Das würde bedeuten, daß sich die schon lange andauernde Klage der Numismatiker, abseits der Althistorie nicht genügend wahrgenommen und genutzt zu werden, sozialgeschichtlich mit der Fortdauer zweier Vergangenheitskulturen erklären ließe, die sich immer wieder berührt haben, ohne daß sie doch je in einem Dritten aufgehoben worden wären.

#### IV.

Durch das Erbe der Antiquare und dadurch, daß die Kritik an den narrativen Geschichtsquellen auch nach 1800 nachwirkte, wurde die Frage nach dem Umgang mit nicht-narrativen Zeugnissen der Vergangenheit zu einem Kernthema der wissenschaftlichen Historie. Das Mißtrauen gegenüber der erzählenden Überlieferung, der Historiographie also, war eine der Erbschaften aus der Vormoderne, und sie erhielt aus der methodenstrengeren Erforschung der nicht-narrativen Materialien zusätzliche Nahrung. Die Verdikte, die Historiker wie Ranke über vergangene Geschichtsschreiber wie Lampert von Hersfeld gesprochen haben, wirkten lange nach. So urteilte noch Oswald Holder-Egger: „Der

---

<sup>41</sup> VOGTHERR, Münzbelustigung (wie Anm. 22).

Mann hatte kein historisches Gewissen, er ahnte gar nicht, was geschichtliche Wahrheitstreue ist“. Auch Karl Hampe mißtraute dem fränkischen Chronisten, vermißte historischen Wahrheitssinn und moralische Zuverlässigkeit.<sup>42</sup>

Die Quellenkritik, die man entwickelte, war dem Ziel verpflichtet, Kriterien für die Bewertung der Überlieferung in dem Sinne zu gewinnen, daß man das Maß der Abweichung von der realen Wirklichkeit in Medium der ‚Quelle‘ identifizieren wollte; bestenfalls schien damit ein reines Tatsachenwissen von der Vergangenheit möglich zu sein.<sup>43</sup> Da die Hauptursache für die Verfälschung von ‚Wirklichkeit‘ in der Quelle aber deren Urheber, also der auctoriale Wille zur Manipulation künftiger Geschichtsbilder, zu sein schien, erarbeiteten die Historiker von Droysen über Bernheim zu Ahasver von Brandt eine quellenkritische Matrix, die die Fülle der Überlieferung nach dem Kriterium der Überlieferungs*absicht* klassifizierte. Überrest, so von Brandt in der bis heute gelehrten Fassung, sei „alles, was unmittelbar von den Begebenheiten übriggeblieben“ sei, Tradition dagegen „alles, was von den Begebenheiten übriggeblieben ist, hindurchgegangen und wiedergegeben durch menschliche Auffassung“<sup>44</sup>, und dann zugespitzt:

„Unter Tradition [sic] verstehen wir diejenigen Quellengruppen, die eigens und absichtlich zum Zweck (historischer) Unterrichtung geschaffen worden sind“.<sup>45</sup>

Und lassen sich dieser Denkform zufolge historiographische Quellen auch mit aller gebotenen Vorsicht verwenden, so vertraute man im Detail doch auf die historisch vermeintlich absichtslos entstandenen Überreste, insbesondere die Urkunden. „Vor einer richtig interpretierten Urkunde“, so der Altertumswissenschaftler Eduard Meyer, „stürzen alle ihr widersprechenden Angaben einer Tradition, mochte sie sonst noch so zuverlässig scheinen, rettungslos zusammen. Denn in ihr redet die Vergangenheit unmittelbar, nicht durch Vermittlung Fremder zu uns.“<sup>46</sup> Das Corpus der Urkunden von versteckten Traditionen zu reinigen hieß, die zahlreichen Fälschungen ausfindig zu machen.

Diese Nomenklatur mochte praktikabel erscheinen, aber sie beruhte doch auf der Prämisse, daß sich uns die Phänomene der Vergangenheit in ihrem ursprüng-

<sup>42</sup> Lampert von Hersfeld, *Annalen*, hg. v. ADOLF SCHMIDT/WOLFGANG DIETRICH FRITZ (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 13), Berlin o. J., S. XII–XIV.

<sup>43</sup> RUDOLF SCHIEFFER, „Die lauterer Quellen geschichtlichen Lebens“ in *Vergangenheit und Zukunft*, in: *Mittelalterforschung nach der Wende 1989*, hg. v. MICHAEL BORGOLTE (*Historische Zeitschrift. Beihefte, Neue Folge* 20), S. 239–254.

<sup>44</sup> VON BRANDT, *Werkzeug* (wie Anm. 39), S. 52.

<sup>45</sup> VON BRANDT, *Werkzeug* (wie Anm. 39), S. 61.

<sup>46</sup> Als Zitat vorangestellt dem Urkunden-Kapitel VON BRANDT, *Werkzeug* (wie Anm. 39), S. 81.

lichen Zustand, bestenfalls bevor sie durch den heiklen Filter des auctorialen Willens hindurchgegangen sind, unverfälscht zu erkennen geben und daß es das Geschäft des Historikers ist, jene Ursprünge freizulegen. Sie war daher hilfreich und erkenntnishemmend zugleich, so wie beispielsweise eine Editions-technik, die der Rekonstruktion des wahren, unverfälschten Ursprungstextes verpflichtet ist und dabei nicht in Betracht zieht, daß es vielleicht eher die Wirkungs- als die Ursprungsgeschichte eines Textes sein mag, die historisch bedeutsam ist. Heute stehen uns die Begrenzungen dieser Sichtweise deutlich vor Augen, immerhin hat schon Marc Bloch in der kurz vor seinem Tod im Jahr 1944 entstandenen „Apologie der Geschichte“ vor jenem „Stammesgötzen“ der Historiker gewarnt: der Suche nach den Ursprüngen.<sup>47</sup> In der Tat denken wir heute in vielfältiger Weise anders als unsere Vorfahren auf ihrer Suche nach den „lauteren Quellen [des] geschichtlichen Lebens“, um eine Formulierung aus einer Publikation von 1907 aufzugreifen.<sup>48</sup> Fälschungen scheiden wir nicht mehr aus unseren Textcorpora aus, sondern wir interessieren uns gerade für sie, indem wir sie als Reflexe historischen Wandels begreifen<sup>49</sup>; edieren wir Texte, denen in einer anderen als der Ursprungsfassung Bedeutsamkeit zuteil wurde, dann entscheiden wir uns für eine andere als die Lachmann'sche, auf den Ursprungstext zielende Editions-methode; und Lamperts Annalen nehmen wir nicht mehr als das Lügengespinnt eines moralisch anrühigen Autors, sondern (in den Worten Helmut Beumanns) als „zentrale[n] Ort für die geistige Auseinandersetzung des Zeitgenossen mit der ihn umgebenden Wirklichkeit“, als eine „Selbstinterpretation“ ihres Zeitalters.<sup>50</sup>

Zu der Zeit, als der Doktorand und Habilitand Schramm sich dezidiert problemorientiert den verschiedensten Arten von Überlieferung zuwandte, verstand sich diese Abwertung des auf das Paradigma „Ursprung“ fixierten Blicks noch keineswegs von selbst. Seine Anregungen holte er sich bekanntlich in seiner Heimatstadt Hamburg bei Aby Warburg, dort also, wo gerade eine Kunstwissenschaft entstand, die ihre eigentliche Aufgabe nicht in der gelehrten Dechiffrierung von Bildprogrammen sah, sondern wo man die Ikonologie einer vergangenen Gesellschaft zum Ausgangspunkt für das Verständnis von deren „Wirklich-

<sup>47</sup> MARC BLOCH, *Apologie der Geschichtswissenschaft oder der Beruf des Historikers*. hg. v. PETER SCHÖTTLER, Stuttgart 2002, S. 33ff.

<sup>48</sup> SCHIEFFER, „Die lauterer Quellen“ (wie Anm. 43), S. 241.

<sup>49</sup> HORST FUHRMANN, Von der Wahrheit der Fälscher, in: *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica München*, 16.–19. September 1986. Teil 1 (Schriften der MGH 33,1–6), Hannover 1988, S. 83–98.

<sup>50</sup> HELMUT BEUMANN, Die Historiographie des Mittelalters als Quelle für die Ideengeschichte des Königtums, in: *Historische Zeitschrift* 180 (1955), S. 449–488, die Zitate dort S. 451. Ein Meilenstein der Forschung in Deutschland war Helmut BEUMANN, *Widukind von Corvey. Untersuchungen zur Geschichtsschreibung und Ideengeschichte des 10. Jahrhunderts* (Abhandlungen über Corveyer Geschichtsschreibung 3). Weimar 1950.



keitssinn“<sup>51</sup>, von deren Weltanschauung, nahm. Schramms programmatische Bekenntnisse zur Rezeptionsgeschichte, zur Rezipientenperspektive als dem Schlüssel zum Verständnis der Herrschaftszeichen, seine Ablehnung von Kategorien wie „Einfluß“ oder auch „Quelle“ oder „Symbol“, die ich schon angedeutet habe, und insbesondere seine Vorbehalte gegen die Kategorisierung der Herrschaftszeichen als „Überreste“<sup>52</sup> müssen vor diesem Hintergrund betrachtet werden.<sup>53</sup> Schramm war auch in den 1950er Jahren noch ein Unzeitgemäßer, und dies, so mag man annehmen, wird sich seinen Schülern mitgeteilt haben.

Das Porträt, das Norbert Kamp anlässlich der Zweihundertfünfzigjahrfeier von seinem ehemaligen Lehrer zeichnete, pointierte sehr deutlich die Eigenheit von Schramms Stil: Seine Bevorzugung von „Vorarbeiten, Bilanzen, Einzelstudien, die sich unter einer Fragestellung zusammenschließen, Arbeiten auf dem Wege zu einem Ziel, Arbeiten, die [...] immer nur Zwischenergebnisse enthielten, die weiterführen sollten und deshalb bei einer Neufassung auch beliebig veränderbar waren, wenn sich dieses als notwendig herausgestellt hatte.“<sup>54</sup> Janos Bák, ein anderer Schüler, verglich das Schramm'sche Spätwerk gar mit einem Bauhof, im den die Materialien gereinigt und wohlgeordnet abgelegt worden sind, um in einer künftig zu schreibenden Geschichte des mittelalterlichen Königtums verbaut werden zu können.<sup>55</sup> Die Schüler wußten, wovon sie sprachen, hatte doch gerade der cand. phil. Norbert Kamp die schweißtreibende Drucklegung von „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“ mit seinen Korrekturen begleitet.

Umgekehrt hatte auch Schramm gewußt, was er von seinem Schüler erwarten konnte. Nach der besagten mißlungenen Dissertation zum Münzwesen der Merowinger habe er, so schreibt Schramm am letzten Tag des Jahres 1956 in seinem besagten Gutachten, „mit der Neuvergebung des Themas gewartet, bis ich einen

<sup>51</sup> MICHAEL DIERS, Mnemosyne oder das Gedächtnis der Bilder. Über Aby Warburg, in: *Memoria als Kultur*, hg. v. OTTO GERHARD OEXLE (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 121), Göttingen 1993, S. 79–94, hier v.a. S. 87.

<sup>52</sup> SCHRAMM, Herrschaftszeichen (wie Anm. 11 ), S. 2.

<sup>53</sup> PERCY ERNST SCHRAMM, Zur wissenschaftlichen Terminologie: Vorschläge zu einer Überprüfung der ‚Zunftsprache‘, in: *Kaiser, Könige und Päpste. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte des Mittelalters I. Beiträge zur Allgemeinen Geschichte, Erster Teil. Von der Spätantike bis zum Tode Karls des Großen (814)*, hg. v. dems., Stuttgart 1971, S. 19–29. Ebd. v.a. S. 20 zu seinen Vorbehalten gegen den Ausdruck „Einfluß“, der vor allem die Tatsache zudecke, „daß es sich bei Entlehnungen ja immer um einen Vorgang handelt, bei dem der ‚Beeinflusste‘ eine aktive Rolle übernimmt, indem er das eine ablehnt, das andere aufgreift und dieses dann noch so umgestaltet oder umdenkt, daß es in seine Welt paßt.“ Vgl. dems., Anhang: „Einfluß“ - eine irreführende Metapher, in: ebd., IV. Teil, 2. Beiträge zur Allgemeinen Geschichte. Zur Geschichte von Süd-, Südost- und Osteuropa. Zusammenfassende Betrachtungen, Stuttgart 1971, S. 702–705.

<sup>54</sup> KAMP, Schramm und die Mittelalterforschung (wie Anm. 6), S. 359f.

<sup>55</sup> BAK, Symbolology (wie Anm. 7), S. 39.

Doktoranden fand, der sich über den Durchschnitt heraushob und für geld- und wirtschaftsgeschichtliche Fragen sowie für Rechts- und Verfassungsgeschichte die erforderlichen Organe mitbrachte.“<sup>56</sup> Er räumte ein, daß er über die numismatischen Einzelheiten kein Urteil abzugeben vermöge und sich in dieser Hinsicht dem von ihm eingeholten Urteil der Experten Jesse und Hävernack anvertraue. Sicherer fühle er sich unter dem Blickwinkel der allgemeinen Geschichte: hier glaube er „die vorliegende Diss. als einen Beitrag zur hochmittelalterlichen Geschichte bezeichnen zu können, der Aufsehen erregen wird. Denn er bietet nicht nur für die frühstaufische Zeit ... überraschend viel Neues, sondern zeigt auch ein unerwartetes Tor, durch das jetzt zweifellos weitere Forscher nachdringen werden.“ Über vier Seiten erstrecken sich Referat und Lob, der Doktorvater plädiert für das Prädikat „opus eximium“, und dem schließt sich der Kollege Heimpel auf gerade einmal einer Seite ohne Einschränkung an.

Der Abschluß des Verfahrens war das Rigorosum am 21. Februar 1957: offenbar streng systematisch die halbe Stunde in den historischen Hilfswissenschaften bei Heimpel, der Buchschriften des 13. Jahrhunderts vorlegte, auch Proben aus dem Register Innozenz' III., woran sich ein Gespräch über das päpstliche und das kaiserliche Registerwesen anschloß. Der Prüfer konstatierte „flüssige Lesefertigkeiten, gelehrte Kenntnisse auf allen Gebieten – sehr gut“. Die Stunde bei Schramm dagegen ging erwartungsgemäß ins Weite. Man sprach über Herrschaftszeichen, über Kontakte zwischen europäischen Staaten und manches andere, über den Bauernkrieg und seine sozialen Elemente, über den Begriff der Revolution und die Träger derselben. Dies gab offenbar Anlaß, auf „1792“ einzugehen. Von dort zurück zu Otto I., dann spielten fürstliche Räte, Stadtschreiber und ihre Kompetenzen eine Rolle, ebenso deren Collegium, ihr Gehalt und ihre Beförderung. Das Thema Revolution war damit aber nicht abgearbeitet, und so ging man zu 1848 über und befragte das englische Vorbild: „Chartisten. Labour.“

So intensiv und grundgelehrt die Dissertation, so extensiv die Betrachtungen über die allgemeine Geschichte im persönlichen Gespräch. Dem späteren Hochschulpräsidenten mag der Blick des Generalisten zugute gekommen sein. als Forscher jedenfalls folgte Kamp Schramm dem Entdecker. Binnen weniger Monate tauschte er seine Göttinger Wohnung am Kreuzberggring gegen ein Büro am römischen Corso Vittorio Emanuele ein und begab sich in den Archiven Italiens auf die Suche nach Unbekanntem. Wie sehr ihn dies in Beschlag nahm, hat Arnold Esch vor sieben Jahren beschrieben. „Moneta regis“ geriet darüber ins Hintertreffen, und es sollte von dem Schramm'schen Gutachten genau 50 Jahre dauern, bis es für alle Interessierten leicht greifbar war.

<sup>56</sup> Zu allem folgenden die Kamp'sche Promotionsakte Göttingen, Universitätsarchiv (wie Anm. 9).